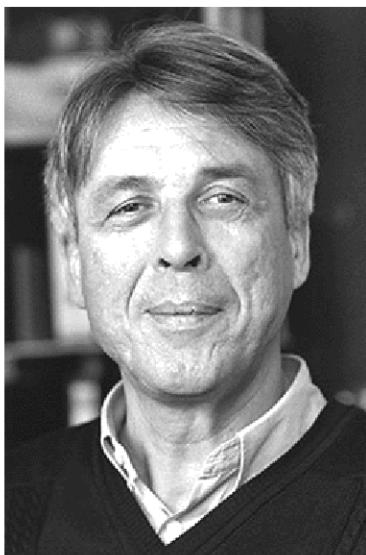




Volker Rittberger

24. September 2001

Gegen eine Kultur des Misstrauens



Das "Sofa" war diesmal so aktuell wie kaum eines zuvor. Volker Rittberger, unter anderem Inhaber des Politik-Lehrstuhls mit Schwerpunkt Internationale Beziehungen sowie Friedens- und Konfliktforschung an der Universität Tübingen, wurde von Marlis Prinzing zu seiner Meinung über politische Erziehung, die Kontrolle von Extremisten, Verbrechensbekämpfung und Kriegseuphorie befragt.

Wer gekommen war, erlebte einen äußerst redegewandten "Sofa"-Gast, der sich, vom Thema gepackt, immer wieder direkt an die Zuhörer wandte und eindringlich auf sie einsprach wie auf Studenten während einer Vorlesung.

Volker Rittberger, zu dessen Themen auch Konflikt- und Versöhnungspotenziale der Weltreligionen gehören, kam ein paar mal auf seine These zurück, dass bei den Terroranschlägen in den USA ein Konflikt nach außen verlagert worden sei, der innerhalb der islamischen Welt stattfinde. "Wir haben es mit einem tiefen, intrakulturellen Kampf um den rechten Weg im Islam zu tun", sagte er.

Als Marlis Prinzing auf die amerikanische Außen- und Supermachtpolitik als mögliche Ursache für den Hass der Terroristen eingehen wollte, wiederholte Volker Rittberger: Wirkliches Problem sei, dass junge islamische Intellektuelle unterschiedliche etablierte Mächte in ihren Ländern kritisierten. Daraufhin sei eine Kraft, die von außen kommt, satanisiert worden.

Marlis Prinzing fragte nach Möglichkeiten und Grenzen von Kontrolle und Sicherheit: Könne überhaupt etwas unternommen werden, dass Menschen wie Muhammed El Amir, einer der Flugzeugentführer, nicht unauffällig als Student in Hamburg leben und unter dem Titel eines Gebetsraums offenbar eine politische Vereinigung gründen. Die Menschheit sei wehrlos gegen die Radikalisierung religiös-fundamentalistischer Strömungen, erklärte Volker Rittberger.

Von einer "Kultur des allgemeinen Misstrauens" hält der Politikwissenschaftler nichts; alles vorschnell als kriminell zu verdächtigen, sei selbstzerstörerisch für unsere Kultur. Hauptfehler ist für Rittberger, das fehlende Bewusstsein, dass die Zeiten nationalstaatlicher Verbrechensbekämpfung vorbei sind. Es müssten neue Formen internationaler Kooperationen gesucht werden. Auch die disziplinäre Beschränkung, dass Kriminologen für Verbrechen zuständig sind und Friedensforscher für Kriege, stellt er in Frage. Außerdem urteilte er harsch über die Sicherheitsleute, die sich nicht vorstellen konnten, dass ein Szenario, wie es längst in Büchern beschrieben und in Filmen gezeigt worden war, tatsächlich umgesetzt werden könnte. "Ich bin zutiefst entsetzt, verärgert, ja sauer, dass die so einfallslos waren."



Marlis Prinzing verwies darauf, dass derzeit mehr über Kriegsstrategien nachgedacht werde als über politische Strategien oder über den Einsatz einer Weltpolizei. "Braucht Bush einen Krieg?", fragte sie ihren Gast provozierend, der gleich den historischen Vergleich parat hatte: Viele amerikanische Präsidenten seien in ihrer frühen Phase in Kriege verwickelt gewesen - was der Bilanz ihrer Amtszeit durchaus geholfen habe. "Aber ich würde es als zu weitgehend betrachten, wenn man es so deuten würde, dass ein Präsident dafür sorgen muss, einen Krieg zu führen. Bush hat sich diese Situation nicht gewünscht." Die amerikanische Politik sei nicht die Fortsetzung eines Westerns und Bush kein High Noon-Fan, versuchte Volker Rittberger zu beruhigen. Er war mehrmals längere Zeit in den USA; zuerst 1967 bis 1971, an der Stanford University, wo er in Verbindung mit dem Vietnam-Krieg eine "Phase der starken Politisierung" erfuhr.

Beim Sofa-Talk ging es auch um die Rolle Deutschlands in dem aktuellen Konflikt. Marlis Prinzing fragte, ob Solidarität die Bereitstellung von Mensch und Material heißen müsse oder sich auf den Schulterschluss in Verbindung mit einer friedlichen Lösung beziehen könnte.

"Cheap talk" (billige Worte) zählt in der Politik nicht, verglich Volker Rittberger die Situation mit einem Unglücksfall in der Nachbarschaft: Wer nur salbungsvolle Worte habe, aber nie Hilfe leiste, wenn es drauf ankomme, der sei schnell "draußen".

Politik müsse man sich als Spiel vorstellen, bei dem es eben Regeln und Rollenzwänge gebe, sagte Volker Rittberger. Ein demokratisches Spiel, das sich lernen lasse, wehrte er Gedanken ab, wonach der Mensch trotz aller positiven Chancen immer wieder sein eigenes Unheil erzeuge.

Autorin: Bettina Sommer